

Hans-Joachim Höhn

Vorübergehend religiös? Herausforderungen an ein urbanes Christentum

In unseren Städten gibt es mehr Menschen, die Christen sind, waren oder es werden könnten und außerhalb der Kirchengemeinden leben, als ihre frommen Schwestern und Brüder, die innerhalb der pfarrlich umgrenzten Kirchenbezirke angetroffen werden. Manche von ihnen tauchen gelegentlich als Zaungäste bei niederschweligen Veranstaltungen auf. Meist aber ziehen sie es vor, mit ihren religiösen Interessen, Sorgen und Sehnsüchten in Distanz zu den christlichen „Gotteshäusern“ zu leben. Als religiös Obdachlose rechnen sie nicht mehr damit, hinter diesen Mauern etwas anderes zu finden als die oberhirtliche Verwaltung einer rigiden Moral und einer lebensfernen Glaubensdoktrin. Das wirkliche und eigentliche Leben spielt sich für sie vor diesen Gebäuden ab, vor ihren meist leeren Räumen und vor ihren verschlossenen Türen. Sie suchen einen Glauben, der sich auf die Straßen und Plätze der Städte traut. Allerdings werden gerade diese Orte kirchlicherseits oft gemieden, denn hier gelten nicht die Regeln des Sakralen, sondern des Säkularen. Wo sie dem Religiösen Raum geben, bestimmen die Bedingungen der Säkularität über die Präsenz des Religiösen. Es sind dies die Bedingungen urbaner Öffentlichkeit.

Die Kirche tut sich mit dieser Herausforderung nicht zuletzt deswegen schwer, weil sie überkommene Ideale pflegt, die alle pastoralen Anstrengungen auf überschaubare, gewachsene Gemeinschaften richten, in denen exklusiv eine unverkürzte Weitergabe des Glaubens möglich sein soll. Gerade in der Stadt aber darf sich die Kirche nicht begnügen mit vereinshafter Geselligkeit. Sie muss sich vielmehr einlassen auf die Extrovertiertheit des Stadtlebens und dem Spezifischen urbaner Kommunikation Rechnung tragen: punktuelle Kontakte, flüchtige Bekanntschaften, befristete Beziehungen, passagere Bindungen.⁷ Sich unter diesen Bedingungen des eigenen Ortes, seiner Herausforderungen und Chancen neu zu vergewissern, markiert für die Kirche eine zentrale theologische und pastorale Aufgabe der Gegenwart. Fünf Thesen zum Projekt einer „Citypastoral“ – eher programmatisch und perspektivisch als pragmatisch angelegt – sollen die Konturen dieser Herausforderung und mögliche Wege ihrer Bewältigung im Folgenden näher bestimmen.⁸

Moderne Städte sind säkulare Orte – und zugleich „religionsproduktiv“, d.h. sie produzieren Fragen, auf die Religion die Antwort sein könnte.

Auf den ersten Blick erscheinen die Großstädte der Moderne als jene Orte, an denen am ehesten und nachdrücklichsten die „Exkulturation“ des Christentums manifest wird. Der statistisch belegbare Schwund an sozialer Anerkennung, weitreichende Traditionsabbrüche innerhalb der kirchlich gebundenen Religiosität und eine allgemeine „Entchristlichung“ der marktgängigen Spiritualität legen den Schluss nahe, es bestünde ein Konkurrenz- oder Ausschlussverhältnis zwischen Urbanität und Christentum. Allerdings wird hierbei übersehen, dass sich im Kontext des Urbanen zugleich ein öffentliches Fragen nach Transzendenz artikuliert. Die moderne Stadt ist der Ort, an dem aufgrund immer kürzerer Intervalle von Innovationen, Moden und Konjunkturen die Wirklichkeitswahrnehmung des Menschen immer flüchtiger wird. Was heute aktuell ist, ist morgen passé. Ebenso wie sie Bestehendes in Frage stellt, provoziert die Stadt beständig die Frage nach dem, was man nicht hinter sich bringen kann, will man vorankommen. Die moderne Stadt wird nicht wenigen Zeitgenossen bald „zu viel“, zu unübersichtlich und zu verworren; zugleich bietet sie ihnen „zu wenig“, ist erst einmal die Trivialität dessen erkannt, was als der „letzte Schrei“ ausgegeben wird. Auf den dernier cri folgt meist der letzte Atemzug. Die moderne Stadt bietet ständig Neues, Anderes, Besseres und hinterlässt doch das Gespür, das mir etwas fehlt, auch wenn ich alles habe. Hier bricht die Frage nach dem eigentlich Definitiven der Existenz auf, nach einer Gestalt des Lebens, in der nichts mehr veralten kann, nach Sinnspuren, die nicht mehr verwischen. In der Stadt scheint das Glück auf der Straße zu liegen, aber viele Glückssucher landen in der Gosse. Wer mehr Erfolg hat, kann sich auf den Boulevards sonnen. Aber an allen, die es aus eigener Kraft im Leben zu etwas gebracht haben, nagt die Gewissheit: Wenn ich meinem Leben selbst einen Sinn geben muss, ist dieser Sinn so vergänglich wie sein Stifter. Aber ist ein vergänglicher Sinn ein sinnvoller Sinn? Gibt es etwas, das nicht wieder schlecht gemacht werden kann?

Allerdings lässt sich im urbanen Kontext diese Art der Nachdenklichkeit selten unmittelbar religiös (oder gar „konfessionell“) anschlussfähig machen. Häufig antreffbar ist eine Haltung, die sich nichts vormachen lässt, die prosaisch, ironisch, zynisch den Lauf der Dinge und religiöse Sinnofferten kommentiert. Versuche der Kirche, das Evangelium korrelativ auf urbane „religionsproduktive Tendenzen“ zu beziehen, müssen sich daher auf ihr besonderes Format, d.h. auf ihre urbanen Entstehungsbedingungen, auf die von Neugier und Skepsis geprägte Mentalität der Städter/innen, auf Konkur-

renz und Konflikte im Werben um öffentliche Aufmerksamkeit einstellen.

Ein urbanes Christentum muss sich auf Themen beziehen, die „säkularisierungsresistent“ sind – und muss seine Bezugnahme auf diese Themen „modernitätskompatibel“ gestalten.

Urbanität steht für Pluralität, für die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Dabei wird die Privatsphäre aufgewertet, aber auch neuen Zwängen ausgesetzt. Der Trend geht zu Existenzformen, die den Menschen bei seiner Lebensplanung und -führung auf sich selbst zurückwerfen. Fragen des Lebensstils, der weltanschaulichen Orientierung und des Wertebewusstseins werden tendenziell Angelegenheit der privaten Wahl. Die Biographie wird als Aufgabe in das Entscheiden und Handeln des Individuums verlagert, das damit zugleich zum Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller seiner Lebensgeschichte wird. Die Vermehrung der Handlungsmöglichkeiten, die Angebotsexplosion auf dem Erlebnismarkt, die Ausweitung der Konsumpotentiale und der Wegfall von Zugangsbarrieren, scheinen der alten Verheißung wieder Auftrieb zu geben, dass Stadtluft frei macht. Allerdings ist diese Freiheit nicht selten gepaart mit Überforderung. Womit diese Freiheit sinnvoll gefüllt werden kann, bleibt zunächst offen. Moderne Gesellschaften sind „multiple-choice-Gesellschaften“. Nicht mehr Traditionen geben vor, wie ein Leben zu führen ist. Es gibt nicht mehr nur eine Weise, ein richtiges Leben zu führen, sondern mehrere. Der moderne Mensch ist ein „homo optionis“, einer, der wird, was er wählt, und aus sich etwas macht, das er für sich ausgewählt hat. Diese Optionenvielfalt wird als Freiheitszuwachs verbucht. Hier soll das Versprechen der Neuzeit in Erfüllung gehen, dass jeder ein eigener Mensch sein kann. Diese Vielfalt ist notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung für eine solche Existenz. Auch der moderne Mensch ist hin und wieder anlehnungsbedürftig – in jeder Hinsicht. Die in vielen Großstädten seit einiger Zeit registrierte unerwartete Nachfrage nach Religion äußert sich vor diesem Hintergrund primär in der Suche nach einem „Lebenswissen“, nach einer neuen „Lebenskunst“, welche das Selbstbehauptungsvermögen des Menschen angesichts der strapaziösen Versprechungen der Moderne stärkt. Die von der Moderne selbst produzierte Frage nach einer „Lebenskönnerschaft“, die nicht wiederum von Modernisierungsprozessen entwickelt wird, verweist auf einen Relevanzbereich der Religion, der „säkularisierungsresistent“ ist.⁹ Je moderner die moderne Welt wird, um so weniger entbehrlich und verzichtbar ist es, diesen Bereich auszusparen: Die Erschöpfung sozialstaatlicher Ressourcen hat dazu geführt, dass viele Risiken der Lebensführung wieder zurückverlagert werden in die privaten Haus-

halte. Das Leben wird wieder im Modus der Sorge geführt. Es geht dabei nicht bloß darum, Vorsorge zu treffen für die Wechselfälle des Lebens. Wer sich um sich selbst sorgt, hat nicht bloß Materielles im Sinn. Nicht nur die materielle Not schreit in den sozialen Brennpunkten unserer Städte zum Himmel!¹⁰ Hinter der Sorge für sich selbst steht die Angst um sich selbst. Und keine größere Erlösung ist denkbar, als dass diese Daseinsangst entmachtet werde. Es braucht nicht zu verwundern, dass eine entsprechende Nachfrage heute auf viele Anbieter trifft. Auf dem Markt der Daseinstherapeutika herrscht Gedränge – und Konkurrenz. Auch Religion gibt es in der Stadt nur noch im Plural – und ebenfalls in einer Wettbewerbssituation; auch hier wetteifert man um öffentliche Aufmerksamkeit.

Stadtmenschen dehnen den in säkularen Angelegenheiten von ihnen geschätzten Plural an Entscheidungsmöglichkeiten und subjektiv wählbaren Optionen auch auf das Religiöse aus und wollen dieser Pluralität eigenhändig Rechnung tragen. Man/frau ist „selektiv“ religiös. Dabei erstreckt sich dieses Wahlhandeln sowohl auf Orte und Zeiten, die religiös unterlegt werden, als auch auf die Inhalte. Man/frau ist „auf Zeit“ religiös, und womit diese Zeit gefüllt wird, ist Sache eigener Entscheidung. Solche religiösen „Passanten“ behalten sich auch die Wahl bzw. die Abstufung von Nähe und Distanz zur (institutionalisierten) Religion selbst vor. Den Passanten in Sachen Religion kommt entgegen, dass die Differenzierung und Pluralisierung religiöser Sinnsysteme, d.h. die weltanschauliche und religiöse Multikulturalität der Städte, das Entstehen spiritueller Mischkulturen begünstigt. Sie binden sich nicht an Dogmen und fixe Lehrinhalte mit dem in ihren Augen obsoleten Unterscheidungscode „gläubig/ungläubig“. Vielmehr wählen sie aus der Vielfalt von moralischen Orientierungen und religiösen Symbolen das für sich aus bzw. arrangieren es neu, was ihren jeweils aktuellen psychischen und ästhetischen Dispositionen entspricht. Viele setzen auch auf die spirituelle Selbstmedikation. Sie wollen Weisheit statt Dogma, Spiritualität statt Moral und suchen Sinn ohne doktrinäre Sinnsysteme. Für religiöse Passanten tritt die lebensgeschichtlich-ordnende Funktion der Religion mit ihrer sozialintegrativen Komponente hinter ihre biographisch-reflexive Funktion mit ihrer individualitätsverstärkenden Komponente zurück. Ihre Nachfrage richtet sich auf Formen, die im Institutionellen das Individuelle akzentuieren. Das Interesse an religiösen Inhalten bemisst sich hier weitgehend danach, ob und inwieweit sie Prozesse der Selbstthematization und Selbstvergewisserung in Gang setzen. Religiöse Passanten sind nur „auf Zeit“ religiös, – ähnlich wie sie „auf Zeit“ politisch sind (z.B. in einer Bürgerinitiative mitarbeiten, sich an einer Demonstration beteiligen). Sie lassen sich nicht in bestimmte religiöse Gemeinschaften „eingemeinden“.

Urbanes Christentum muss eine „Passantenpastoral“ entwickeln, die ihren Ort nicht innerhalb bestehender Gemeindestrukturen haben kann.

Der Begriff „Passantenpastoral“ steht für den Versuch, die Antreffbarkeit des Christentums in städtischen Kontexten subsidiär zur Gemeindepastoral zu sichern und Menschen anzusprechen, die von dieser schon lange nicht mehr erreicht werden. Sein Ziel ist es, Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium zu leisten. Ihm geht es darum, die Pluralitätsfähigkeit kirchlicher Sozialformen zu steigern und damit der kirchlichen Milieuverengung entgegenzuwirken, die daraus entstanden ist, dass in (Pastoral-)Theologie und Praxis der ideale Christ ein Gemeindeglied sein muss und die ideale Gemeinde sich über kommunitär verfasste Zugehörigkeit konstituiert. Eine solche Gleichsetzung bedeutet im Kontext einer wachsenden Pluralisierung bzw. Individualisierung des sozialen Lebens eine Selbstbehinderung bei dem Bemühen um kirchliche Selbstvergegenwärtigung. Durch die Bindung an einen kleinen, aber sehr überschaubaren intensiven Gemeindebetrieb erschwert die Kirche den Zugang zu sich, da dieser von allen Beteiligten einen Grad an Gemeinsamkeiten verlangt, wie er vorzugsweise in den geschlossenen Sozialmilieus der bürgerlichen Mittelschicht antreffbar ist. Nach urchristlichem Vorbild aber ist es zu wenig, nur mit den „Gottesfürchtigen“ Gespräche zu führen. Zu reden ist auch „täglich auf dem Markt mit denen, die gerade zugegen“ sind (Apg 17,17) und entweder „en passant“ mit dem Evangelium in Kontakt treten – oder überhaupt nicht.

Passantenpastoral ist ein Angebot der Kirche in der Stadt für mobile Stadtbewohner. Sie lädt kirchenferne Zeitgenossen ein, an Veranstaltungen teilzunehmen, die das Leben in der Stadt spirituell dechiffrieren und enttrivialisieren wollen. Sie schafft Orte der Konzentration in einem Umfeld, das auf unterhaltensame Zerstreung abzielt und alle Lebensinhalte auf ihre Marktgängigkeit, ästhetischen Reiz oder Erlebnisintensität testet. Hier können diejenigen Station machen, die spirituell entwurzelt sind, sich zur Konfession der Skeptiker rechnen und sich dennoch religiöse Neugier bewahrt haben. Passantenpastoral lebt von der Fähigkeit auf seiten der Kirche, Räume und Zeiten freizuhalten, in denen sie selbst sich als resonanzfähig für die vielfältigen Suchbewegungen in der Stadt erweisen kann, die sich den ethisch-spirituellen Erblindungstendenzen des Säkularen widersetzen und die Verkrustungen des „business as usual“ durchbrechen wollen.

Der Ansatz einer urbanen Passantenpastoral wäre gründlich missverstanden, wollte man ihn in Konkurrenz zur Gemeindepastoral setzen. Kirchengemeinden bleiben unverzichtbar für die religiöse Beheimatung der Christen. Sie bil-

den christliche Sozialstationen in einer zuweilen unsozialen Gesellschaft. Sie dienen der Selbstentfaltung des Subjekts in seinen sozialen Primärbezügen und schaffen damit zugleich die Rahmenbedingungen für die „Sozialisierung“ des Evangeliums. Die sozialen, politischen und kulturellen Besonderheiten urbanen Lebens blieben jedoch ebenso gründlich verkannt, wenn jenes bipolare Lebensgefühl ignoriert würde, das sich auf die Verwurzelung der Städter in einem bestimmten Viertel oder Stadtteil gründet, aber neben dieser lokalen Dimension stets auch die Großstadtatmosphäre schätzt und sucht. Sollte der Glaube nur auf die kleinräumigen Refugien und pfarrlichen Residenzen beschränkt bleiben?

Die Notwendigkeit einer Pastoral, die Passagen, Übergänge und Transfers zwischen den unterschiedlichen Lebens- und Handlungswelten des modernen Menschen herstellt, indem ihre Träger selbst in diesen Passagen antreffbar sind, ergibt sich nicht zuletzt aus strukturellen Veränderungen der Lebensführung, die kirchlich unbeeinflussbar sind. Die Einheit von Wohnen, Arbeit und Freizeit hat sich räumlich aufgesplittert, der Lebensraum ist immer weniger auf das Stadtviertel beschränkt. Im sozialen Nahbereich trifft man zunehmend Menschen, mit denen man kaum mehr teilt, als benachbarte Häuser zu bewohnen. Wo Sozialbeziehungen individuell wählbar geworden sind und über räumliche Distanzen hinweg mit einem Optimum an Mobilität und an medialer Kommunikation gepflegt werden können, entstehen soziale Netzwerke und Milieus, die längst von festen räumlichen Bezügen entkoppelt sind.¹¹ Will die Kirche für solche Pendler und Passanten ansprechbar sein, muss sie verstärkt diesseits und jenseits der Pfarrgemeinden präsent sein in den „Zwischenräumen“ jener pluralen Lebenswelten, in denen sich die Menschen heute bewegen. Sie muss entsprechende Räume schaffen, die in ihrer Bausprache Galerien, Passagen und Foyers ähneln, d.h. von draußen erkennen lassen, was sich drinnen abspielt: unaufdringliche Gastfreundschaft, Einladungen zum Verweilen, Gelegenheiten zum Ausruhen oder die Sinne schweifen (und die Seele baumeln) zu lassen. Zu thematisieren ist in diesen Räumen, was jeweils „Stadtgespräch“ ist und den Gegenstand christlicher Zeitgenossenschaft ausmacht. Was hier an Programmen und Inhalten angeboten wird, entscheidet auch darüber, ob man als Kirche wieder „satisfaktionsfähig“ wird für die Avantgarden der Stadtkultur, die sich von einer christlichen Zeitansage herausfordern lassen. Und ebenso sollte hier in Stil und Genus neben der Form des politischen Diskurses noch eine andere Rede über die Stadt geführt werden können – etwa in der Weise, dass sie ins Gebet genommen wird und zu bestimmten Tagzeiten innovative Formen des „Stundengebotes“ praktiziert werden.

Passantenpastoral realisiert das Christentum als Bestandteil einer offenen Stadtkultur.

„Form follows function“ – dieser klassische Designergrundsatz ist auch bei der zeit- und sachgemäßen Gestaltung pastoraler Konzepte im urbanen Raum zu beachten. In der Stadt dominieren Individualismus und Pluralismus, wenn es um Werte und Überzeugungen geht. Offenheit und Unverbindlichkeit bestimmen die Kommunikationsabläufe. Städte waren und sind Niederlassungen von Menschen, die zu einem großen Teil als „ortsfremd“ gelten (und es aufgrund der hohen Fluktuationsrate in der Wohnbevölkerung auch bleiben). Wer in der Stadt lebt, existiert zu einem gewissen Grad immer in der Fremde. Hier wird jedem Individuum und jeder Gemeinschaft die eigene Identität und Tradition nie ohne die Differenz zu anderen erfahrbar.¹² Gleichwohl wirbt die Stadt mit dem Versprechen, dass solche Differenzen nicht zu Ausgrenzungen führen. Stadtkultur zeichnet sich dadurch aus, dass sie nicht mehr zwischen Fremden und Einheimischen unterscheidet. Eingelöst wird dieses Versprechen in den unterschiedlichen „Szenen“ einer Stadt. Szenen antworten auf die Frage, wie man in einer kaum überschaubaren sozialen Wirklichkeit Menschen mit ähnlichen Vorlieben und Abneigungen finden kann, ohne Abstriche an der eigenen Individualität machen zu müssen.¹³ Szenen entstehen an der Schnittlinie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit; sie ermöglichen einen nicht-individuellen Umgang mit den Individualisierungszumutungen des Stadtlebens und überlassen dem Individuum dennoch, Nähe und Distanz bzw. die Intensität der Partizipation selbst zu dosieren. Szenen offerieren in der Stadt die doppelte Gnade, jemand zu sein und es nicht allein zu müssen. Passantenpastoral ist hinsichtlich ihrer Organisationsform „Szenenpastoral“. Ihre Zielgruppe sind anlehnungsbedürftige Einzelgänger. Resonanz finden ihre Programme nur dann, wenn die Themen religiöser Workshops von der Straße und aus den städtischen Szenen kommen und die Träger ihrer Umsetzung sich durch entsprechende Eigenschaften auszeichnen. Sie müssen eher die Merkmale neugieriger Flaneure, Straßenkünstler und Grenzgänger aufweisen, als sich durch soziale und ideologische Sesshaftigkeit auszeichnen. Nötig ist daher von seiten des kirchlich sich manifestierenden Christentums die Entdeckung und Förderung von Charismen der Extrovertiertheit. Dazu braucht es Charaktere von der Art der Spurensucher und Scouts, der Vor- und Querdenker, der Kundschafter und „Fremdenführer“, die zu den religiösen Ressourcen des Lebens in der Stadt führen. Gesucht sind religiös-säkulare Doppelexistenzen, spirituelle Vernetzungstalente und dogmatische Nestflüchter, die den Glauben derart „veröffentlichen“, dass sie keinen Glaubenssatz aussprechen, den sie nicht zuvor der kalten Luft der Glaubens- und Kirchenkritik ausgesetzt

haben. Es gehört zur Redlichkeit einer Citypastoral, auch das zur Sprache zu bringen, was es heute schwer macht, Christ zu sein, es zu werden oder zu bleiben. Dass ihre Adressaten unter dem Doppeldiktat von Zeitmangel und Zeitdruck stehen, setzt die Vertreter des Christentums unter Präzisionsdruck: Sie müssen sich beeilen, auf den Punkt zu kommen und einprägsam zu bestimmen, was im Christentum Sache ist. Die Wartezeit zwischen zwei S-Bahnen ist hier das Zeitmaß jeder „Katechese“ (Ähnlich lange dauert die Lektüre eines neutestamentlichen Gleichnisses zu Jesu Botschaft vom Reich Gottes...). Vollmundiges Geschwafel, fromme Phrasen und der Gestus der Besser- und Alleswisserei haben hier keine Chance.

Urbanes Christsein muss die ästhetischen Ressourcen
des Christentums ausschöpfen.

Sich unter urbanen Interaktionsbedingungen zu behaupten, bedeutet „öffentlichkeitswirksam“ agieren zu müssen, d.h. bei einem prinzipiell unabschließbaren Publikum Aufmerksamkeit, Betroffenheit und Identifikation zu suchen. Ein mögliches Instrument solcher Öffentlichkeitsarbeit besteht in der ästhetischen Dramatisierung und Inszenierung der jeweils eigenen Sache und des eigenen Anliegens. Die Stadt liebt und begünstigt alles, was medial darstellbar und reproduzierbar ist. Hier regiert der ästhetische Imperativ „Zeig's mir!“ . Sehnsüchte sind heutzutage Sehsüchte. Darauf sich einzulassen bedeutet vor allem einen anderen Umgang mit den überlieferten Symbolbeständen des Christentums, als diese nur auf dogmatische Wahrheitsbehauptungen und moralische Sollensansprüche festzulegen. Das Evangelium gibt eben nicht nur zu denken und zu tun. Es gibt vor allem dem Menschen die Möglichkeit, sich und die Welt neu und anders zu sehen. Dogma und moralisches Gebot finden nur dann Gehör, wenn das Subjekt in seinen lebensweltlichen Erfahrungen selbst und unvertretbar die Gewissheit von der lebensermöglichenden Wahrheit des dogmatisch und ethisch Codierten machen kann. Kaum anders kann das Evangelium zum Inhalt und Gegenstand seiner religiösen Selbstverständigung werden. Es geht hier nicht darum, ästhetisch reizvolle Unterbrechungen des Tagesgeschäftes zu arrangieren. Aber es kommt darauf an, nicht „sinnlos“ über das zu reden, was ein sinnvolles Leben ausmachen kann. Ohne Beteiligung der Sinne kommt dem Menschen nichts in den Sinn, was sein Dasein und das Evangelium zustimmungsfähig macht. Alle dogmatischen Sinngehalte und moralischen Sinnansprüche sind ohnehin nur soviel wert, wie sie in biographische Deutungszusammenhänge hineingenommen und individuell fruchtbar gemacht werden können. Mit dem Andemonstrieren einer fremden, dogmatisch geschlossenen und auf moralische Pflichten konzentrierten Iden-

tität will sich kein Zeitgenosse mehr abfinden. Der christliche Glaube bleibt ohne Ästhetik und Symbolik kulturell unsichtbar. Religiöse Ästhetik aber ist Ausdruck und Medium der Enttrivialisierung menschlicher Existenz. Die Kirche darf sich daher nicht zum Agenten einer Ästhetisierung machen lassen, die letztlich in die Anästhesie führt, Unempfindlichkeit erzeugt und den Menschen Hören und Sehen vergehen lässt. Es gilt, den urbanen Ästhetisierungs-trubel zur rechten Zeit zu durchbrechen und für das zu sensibilisieren, was in den Städten an Sinnressourcen verloren zu gehen droht oder übersehen wird.¹⁴ Die Kirche hat aufmerksam zu machen auf die vielen „blinden Flecke“ einer Gesellschaft, in der es jede/r jedem/r zeigen will. Das Christentum stellt die Frage, was Menschen fehlt, die alles haben, und die Kirche muss auf Seiten derer stehen, die nichts vorzeigen können. Passantenpastoral ist auch Sozialpastoral.

Epilog: Passantenpastoral – ein Schritt in die falsche Richtung?

Für manche Kritiker kommt das Plädoyer für eine „Passantenpastoral“ zwar im Gestus des Fortschrittlichen daher, scheint aber doch in eine falsche Richtung zu führen. Denn es droht längst überholt geglaubte Engführungen des Christ- und Kircheseins neu aufzulegen. Offensichtlich wird hier wieder im Modus einer „Betreuungspastoral“ agiert, indem einige Kirchenprofis sich um ein aufmerksames, aber passives Publikum bemühen, anstatt ihre Adressaten selbst zu Hauptdarstellern ihrer Glaubensbiographie zu machen. Offensichtlich bleibt es hier bei unverbindlichen Begegnungen mit dem Glauben, der in Form kleiner „appetizer“ feilgeboten wird und für die alltägliche Lebenspraxis folgenlos bleibt. Offensichtlich liegt hier bloß ein kirchliches „update“ für den Versuch vor, Religion in den Dienst eines „kompensatorischen Freizeitmythos“ (J. B. Metz) zu stellen und sie um ihre sozialkritische Kraft zu bringen. Anstatt der Tendenz zur sozialen Erosion einer individualisierten Gesellschaft durch eine Vermehrung der Chancen eines dauerhaften und zukunftsfähigen gemeinschaftlichen Lebens, Glaubens und Handelns entgegenzuwirken, scheint eine Passantenpastoral solchen Trends zu huldigen (und sie zu „heiligen“?).

Anfragen dieser Art sind – ungeachtet ihrer oft beckmesserischen Ober- und Untertöne – zweifellos berechtigt. Wer so argumentiert, tut dies aus Erfahrung: In der Regel muss man immer dann, wenn man blinde Flecke in einer Theorie erkennt, für deren praktische Umsetzung schwarz sehen. Bisweilen aber ist eine Praxis besser als die zugehörige Theorie. Von den bisherigen Erfahrungen mit praktischen Versuchen einer Passantenpastoral z.B. im Kölner Domforum werden die angedeuteten Kritikpunkte deutlich relativiert. Die Sor-

ge, hier würden anspruchsvolle Angebote anspruchslos wahrgenommen und unter die üblichen städtischen Zerstreuungsszenarios eingereiht, hat sich längst als unbegründet erwiesen. Die Berichterstattung in den Medien macht stets die spezifische Kennung der Veranstaltungen deutlich. Und keineswegs ist es dazu gekommen, dass das widerständige Sich-Einlassen auf die Strukturen der City kirchliche Initiativen zu einem Teil ihres Event-, Marketing- und Unterhaltungsbetriebes gemacht macht. Der Vorwurf der Unverbindlichkeit verkennt das enorme Maß an Engagement und Kompetenz, das Haupt- und Ehrenamtliche in den religiösen Passagen auszeichnet. Ihr Bemühen gilt weniger der Dogmatik des Glaubens als dessen Mäeutik d.h. es entsteht kein religiöses Betreuungsverhältnis, sondern ein kommunikativer Prozess des Entdeckens und Erschließens des Evangeliums hinsichtlich seines „pro me“ wird gefördert. Gerade dies dient dem Subjektsein religiöser Passanten. Schließlich werden hier auch gesellschaftliche Vereinzelungstendenzen nicht verdoppelt, sondern widerständig aufgenommen. Längst ist um die Orte kirchlicher City-pastoral eine eigene „Szene“, eine neue Weise des Kircheseins entstanden.